

Marion Achard



AM ENDE DES
REGENWALDES

Marion Achard

Natürlich **magellan**®



Wir pflanzen Bäume
Für unsere Umwelt
www.magellanverlag.de

Hergestellt in Italien
Gedruckt auf FSC®-Papier
Farben auf Pflanzenölbasis
Lösungsmittelfreier Klebstoff
Drucklack auf Wasserbasis

1. Auflage 2019

© 2019 Magellan GmbH & Co. KG, 96052 Bamberg
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe vorbehalten

Copyright © 2017 by Marion Achard

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel

„Le peuple du chemin“ bei Talents Hauts (FRANCE).

Aus dem Französischen von Anna Taube

Lektorat: Julia Hanauer

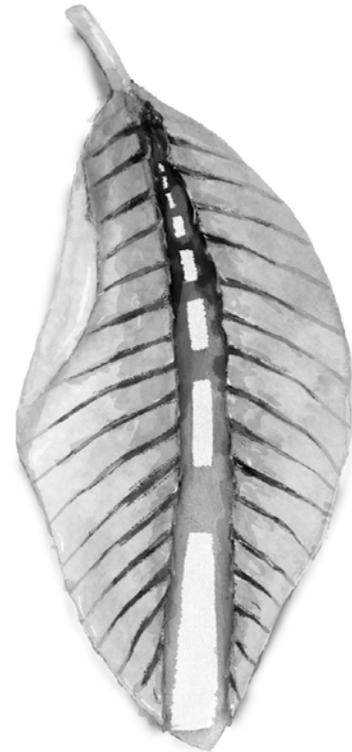
Umschlaggestaltung: Christian Keller

unter Verwendung von Motiven von iStock / saemilee

Druck: Grafiche, Albergo

ISBN 978-3-7348-5044-8

www.magellanverlag.de



AM ENDE DES REGENWALDES

Übersetzt von Anna Taube


magellan

Für Léia

Dieser Roman unterstützt den Mut all
jener, die für ihr Recht kämpfen,
in ihren Stammesgebieten zu leben.

Ein Recht, das immer mehr
von Minen- und Industrieprojekten
bedroht ist.

**AMNESTY
INTERNATIONAL**



Kapitel 1

Ecuador - 2014

Ich heiße Daboka.

Ich lebe im Bauch des großen
Waldes.

Dort, wo die Bäume so hoch sind,
dass die Sonnenstrahlen das Blätter-
dach so gut wie nie durchdringen.

Dort, wo die Lianen ins Herz der
Erde tauchen.

Dort, wo sich die Insekten, Affen,
Schlangen und Vögel viel lebhafter
bewegen und unterhalten als die
Menschen.

Langsam öffne ich ein Auge.

Auf den Bananenblättern liegend,
die den Boden bedecken, blinzele ich

die letzten Schatten des Schlafs weg.
Ich lächele, voller Vorfreude.

Nur noch ein Tag bis zum Aufbruch!

Morgen, wie immer bei Vollmond, werden wir unsere Verwandten am anderen Ende des Weges besuchen. Der Wald verändert sich im Rhythmus der Jahreszeiten. Der Mond nimmt zu, nimmt ab, nimmt wieder zu, und jedes Mal brechen wir auf.

Ich denke an unsere Feste, an unsere Spiele auf der anderen Seite des Waldes.

Morgen werden wir wieder feiern!

Wie hätte ich mir auch vorstellen sollen, dass es je anders sein könnte?

Um mich herum haben die Vorbereitungen schon begonnen. Ich reibe mir die Augen, strecke mich, dann setze ich mich auf und betrachte das geschäftige Treiben. Mein Herzschlag wird schneller, ich spüre die Aufregung.

Akara arbeitet an der Feuerstelle. Die junge Frau legt Holz auf und hindert die Flammen am Aufzüngeln, indem sie sie mit frischen Blättern erstickt. Im dichten Rauch steht ein Gestell, auf dem ein Wasserschwein trocknet. Akara wird es den ganzen Tag

lang überwachen, bis es geräuchert ist und wir es mitnehmen können.

Meine Mutter Kuna bearbeitet eine große Tonkugel, um daraus ein Gefäß zu töpfeln. Neben ihr sitzt Assipi, sie rührt die Farben für die Bemalungen an.

Die anderen Frauen haben sich unter dem Palmenunterstand versammelt. Ausgestreckt auf dem Rücken, murmeln sie sich Geschichten zu, und ich höre ihr unterdrücktes Glucksen, das sich mit dem Gezwitscher der Vögel vermischt.

Männer sind keine im Lager. Vermutlich sind sie auf der Jagd.

„Daboka! Daboka!“

Loca, meine kleine Schwester, ruft mich. Hüpfend kommt sie auf mich zu, ihren Papagei Tiki auf der Schulter.

„Guck mal!“

In ihrer Faust hält sie eine Handvoll Beeren. Sie legt den Kopf zurück, dann eine Beere auf ihre Stirn. Tiki zwinkert und verdreht den Hals. Die kleinen grünen Federn an seinem Nacken stellen sich auf und mit einer blitzschnellen Bewegung schnappt er sich die Frucht auf Locas Gesicht. Jedes Mal, wenn er zupickt, lacht sie und beginnt von vorn.

„Willst du auch mal?“

Ich streichle den Vogel, lehne aber ab. Lieber möchte ich bei den Vorbereitungen helfen. Ich nähere mich dem Feuer, wo die Frauen arbeiten.

In einem Tontopf zerstößt Assipi Holzkohle und fügt den farblosen Saft der Jenipapo-Frucht hinzu. Immer wieder spuckt sie in die Mischung, um sie zu verdünnen.

„Kann ich dir helfen?“, frage ich.

Sie reicht mir die braunen, stacheligen Früchte vom Annatto-Strauch. Mit einem Stein schlage ich die herzförmigen Kapseln auf und öffne sie, um die kleinen scharlachroten Samen herauszuschälen. Ich mahle sie. Vermischt mit Walnussöl, ergibt das eine großartige rote Tattoo-Farbe.

Leise beginnt Assipi zu summen. Ich stimme in den Refrain ein und bald begleitet uns auch das tiefe Summen meiner Mutter.

Loca versucht mitzusingen. Ohne Erfolg! Sobald sie den Mund öffnet, beschwert sich Tiki, laut kreischend und pfeifend. Das ist so komisch, dass Loca lachen muss.

Unser Gesang lockt die anderen Frauen herbei. Im Chor feuern wir Assipi an.

Sie mischt die Farben mit großer Sorgfalt, bis sie genau richtig sind, um unsere Körper zu verschönern und in Harmonie zu bringen.

Als die Mischung bereit ist, gehen wir alle zum Fluss hinunter.

Ich stehe bis zu den Knien im Wasser und reibe mir mit Sand und Kräutern die alten Farbspuren vom Körper.

Loca hockt auf einem Stein und lässt sich schon bemalen. Sie windet sich unter den Federn und Zweigen, die sie kitzeln.

„Sitz still“, mahnt Kuna sie freundlich.

Ich ziehe mich hoch auf den Stein und setze mich neben Loca. Meine Mutter reibt meinen Körper mit weißer Farbe ein, dann zeichnet sie mit einem dünnen Zweig geometrische Figuren. Assipi kommt dazu und malt mit der roten Farbe Wellenlinien auf meinen Bauch. Unter ihrer geschickten Hand entstehen lebhaftere Wassertiere. In Spiralen umwickeln Anakondas meine Arme. Zum Schluss zieht sie einen farblosen Streifen über mein ganzes Gesicht, von einem Ohr zum anderen, von der Stirn über meine Wangen zum Kinn. Im Augenblick sind die Zeichnungen noch fast unsichtbar, doch

morgen wird meine Haut wieder für
viele Tage in kraftvollen Farben
leuchten.

Schon kommt die Nacht und der
Regen spielt sein Lied auf den Blättern.
Zurück im Lager lege ich mich unter
das Dach, das uns vor den Sturzbächen
aus dem Himmel beschützt. Durch den
Blätterteppich kriecht die Feuchtig-
keit herauf. Die Nacht schüttelt mich
vor Kälte. Ich schmiege mich an Loca,
schmiege mich an meine Mutter, an
meinen Vater und alle anderen des
Stammes auf der Suche nach ein wenig
Wärme. Eine Handvoll Menschen, zu-
sammengerollt unter den Baumriesen
des tropischen Regenwaldes.

Kapitel 2

Die Regenschauer der Nacht haben die
Bäume mit Nebel geschmückt.

Als ich aufwache, packen die Frau-
en des Stammes bereits die Sachen
zusammen, die wir für unsere Wande-
rung durch den Wald brauchen.

Heute, heute früh werden wir auf-
brechen!

In einem Tontopf bewahrt Assipi
die Feuerglut auf.

Akara wickelt das geräucherte
Wasserschwein in Palmblätter ein und
legt es in einen großen geflochtenen
Korb. Sie wird ihn, von einem Stirn-
riemen gehalten, auf ihrem Rücken
transportieren.

Loca und ich bereiten uns vor.

Wie immer, wenn wir aufbrechen,

legen wir unseren schönsten Schmuck an. Ich ziehe meine Armbänder aus roten und schwarzen Samen an. Loca bindet sich eine kleine Kette aus Affenzähnen um den Hals. Und in ihr Haar flicht sie ein Lederband mit gelben Tukanfedern. Deutlich leuchten nun die schwarzen Linien des Jenipapo-Safts auf ihrem Gesicht.

Ich lächele sie an.

Mit ihren mandelförmigen Augen und so herausgeputzt, ist sie wirklich schön.

Unser Stammesältester, Popoké, gibt das Signal zum Aufbruch.

Mein Vater, mein Onkel und die anderen Männer des Stammes stecken ihre Steinäxte in die Gürtel aus Baumrinde und nehmen ihre Bogen in die Hand. Sonst tragen sie nichts, damit sie bei der kleinsten Gefahr bereit sind, einen Pfeil abzuschießen.

Wir brechen auf. Der alte Popoké geht voran, mein Vater ganz zum Schluss, und wir folgen, immer einer hinter dem anderen.

Ich laufe hinter meiner Mutter auf dem schmalen Pfad. Er windet sich durch den Wald wie eine dünne, unsichtbare Schlange. Was auch passiert, ich kenne den Weg.

Die Füße meiner Vorfahren haben ihn gebahnt und auf den Farnen haftet noch ihr Geruch. Entlang des Weges haben sie Sträucher gepflanzt, die gewachsen sind, und Körner gesät, die gekeimt haben. Das üppige Grün des Regenwaldes gibt uns alles, was wir brauchen: Früchte zum Essen, Medizin gegen Krankheiten, Kräuter, um Mücken fernzuhalten.

Wir schreiten voran, lautlos wie Schatten. Jeder setzt seine Füße in die Fußstapfen des Vordermannes. Auf unserem Weg durch den Wald hinterlassen wir nur eine einzige Spur.

Ich fühle unter meinen Fußsohlen die feuchte Erde, getränkt vom Wasser der letzten Regenfälle. Ich trete extra ein bisschen fester auf, damit das Wasser aus dem Waldboden quatscht und rund um meine Zehen kleine, lustige Pfützen bildet.

Fröhlich schreite ich voran.

Am Ende des Weges: das andere Volk des Weges. Unsere Verwandten.

Ich entdecke auf dem Boden winzige Sonnenflecken. Sie malen kleine Lichtkreise, die auf dem dunklen Teppich aus verrottenden Blättern glitzern.

Ich laufe und denke an heute
Abend. Plötzlich ...

Dieser Geruch!

Er ist fremd, er gehört nicht in den
Wald.

Der ganze Stamm erstarrt. Schnüf-
felt, neugierig und verängstigt.

Es ist ein beißender Geruch, den ich
nicht kenne. Mein Herz pocht. Irgend-
etwas stimmt nicht.

Langsam macht der alte Popoké
einen Schritt vorwärts, noch vorsichti-
ger als sonst.

Er hält an, wartet, hebt wieder den
Fuß.

Schritt für Schritt gehen wir weiter
und nähern uns dem Geruch, der stär-
ker wird und an uns kratzt, heiß und
widerlich.

Und als der Gestank unerträglich
ist, uns die Atemluft aus den Lungen
drückt und in unseren Augen brennt,
sehen wir das Udenkbare vor uns.

Genau da.

Hört der Weg auf.

Zerschnitten.

Von einem bläulich schwarzen
Band.

So breit, dass niemand es übersprin-
gen kann.

So lang, dass man weder Anfang
noch Ende sieht.

Und als ich den Kopf recke, sehe
ich, dass dieses fremdartige Band sich
bis zum Horizont erstreckt.

Der Wald wird von ihm in zwei
Stücke zerteilt.

Aufgeschlitzt.